

# Die Zelle des

Nr. 18

Illustriertes Unterhaltungsblatt.

1908

## Ketten.

Roman von Heinrich Keller.

(Fortsetzung)

Kralls Mansarde stand leer. Der Photograph war schon vor acht Tagen mit Kasten und Rucksack fort. Es hieß, er treibe sich im Gebirge herum, andere behaupteten gar, er sei irgendwohin zu einer Geliebten, denn Frau Thomas, die ihn bediente, wollte bemerkt haben, daß er bei seiner Abreise zwei neugekaufte weiße Leinenhemden in den Rucksack packte, ein Kleidungsstück, das Krall bisher noch nie im Leben getragen hatte, wie die Hausmeisterin behauptete.

Eines Tages flog ein Brief ins Haus, der in Kralls geheimnisvolles Verschwinden einige Klarheit brachte und bei der Langeweile, die jetzt herrschte, allen Bewohnern einen willkommenen Gesprächsstoff bot. Er war von Toni, dem Stubenmädchen der Hausfrau, und war an Frau Thomas gerichtet. Seitdem sie glücklich liebte und sich wieder geliebt wähnte, war das alternde Mädchen ganz verändert. Sie hatte derart ihre Arbeit vernachlässigt und, zur Mode gestellt, so ungeziemende Antworten gegeben, daß Frau Bollinger sie eines Tages aus dem Dienste entlassen hatte. Da schrieb sie nun an Frau Thomas, sie bleibe nicht länger „auf so einem Platz“, ob sie bei der Hausmeisterei wohnen könnte, bis sie einen anderen Dienst gefunden hätte. Möglicherweise dürfte es überhaupt nicht mehr dazu kommen, daß sie sich wieder von einer Herrschaft sekkieren lasse, denn sie würde bald heiraten. Sie hätte nämlich eine sehr schöne Bekanntschaft gemacht. Ihr „Berehrer“ sei Werkführer in einer großen Fabrik und verdiene so viel, daß sie selbst eine Dame spielen könne.

Der Anlaß zur Heiterkeit, den diese Mitteilung der „übergeschnappten Toni“ bot, trat aber bald in den Hintergrund gegenüber dem Interesse, das die weiteren Nachrichten des Briefes erregten. Das müßte sie aber noch sagen, schrieb Toni weiter, daß man ja nicht glauben solle, diese Frau Bollinger wäre eine Heilige, weil sie gar so sitzsam tue. O, das sei eine „Geriebene“, die zwar einem armen Dienstmädchen keinen Ausgang und kein bißchen Vergnügen gönne, selbst aber im geheimen ihre Liebschaften unterhalte. Jetzt wohne nämlich der Herr Krall in einem Bauernhause in der Nähe, und mit dem streiche sie den ganzen Tag in den Wäldern herum. Natürlich wisse die alte Frau nichts davon, sonst wäre gleich die Hölle los, denn die alte Frau halte etwas auf Anstand und könne überhaupt den Herrn Krall nicht leiden, weil er

ein gemeiner Mensch und ein gewöhnlicher Arbeiter sei und für Hausherrenleute nicht passe. Das wollte sie nur mitteilen, schrieb sie, weil sie ein anständiges Mädchen sei und bei einer solchen Frau nicht bleiben könne, und deshalb habe sie ihren Dienst gekündigt, weil sie das nicht tue, daß sie vor einer solchen Frau Respekt hätte.

Bald wußte es das ganze Haus. Frau Thomas hielt sich für verpflichtet, jedem von diesen Berleumdungen Mitteilung zu machen, und sie sorgte dafür, daß es keinem unbekannt blieb, was für eine schlechte, miserable Person diese Toni sei. Daß dabei so mancher seine hämischen Bemerkungen über Frau Bollinger machte, konnte die Hausmeisterin natürlich nicht verhindern.

Die Anziehungskraft dieser Nachricht war so groß, daß der Wendelsche Laden heute sogar wieder Kunden bekam, denn die Weiber der Umgebung fanden es für nötig, die aufsehenerregende Nachricht doch lieber aus erster Hand zu erhalten.

Es wurde viel hin und her geredet. Die eine wollte das, die andere das bemerkt haben, man ergriff für oder gegen Frau Bollinger Partei. Die größere Mehrzahl war nicht auf ihrer Seite und entrißte sich heftig über diese unmoralische Person, die nicht nur alle Welt so schmäzlich täuschte und betrog, indem sie sich immer für eine Heilige ausgab, sondern sich sogar nicht im geringsten schämte, mit einem so jungen Burschen anzubandeln. So ein Skandal! Aber die armen Dienstmädchen schinden und ihnen das Leben sauer machen, wenn sie hier und da ein bißchen eine Liebschaft anfangen und mit dem „Berehrer“ in aller Anständigkeit ausgehen — das dürften solche Frauen, sagten mit tiefer Enttäuschung einige Mädchen.

Messi beteiligte sich wenig am Gespräch, während Frau Wendel es bei jeder Gelegenheit geschickt anzubringen wußte, daß ihre Tochter bald heiraten werde. Das bot wieder einigen Dienstmädchen den Anlaß, von ihren Heiratsaussichten zu erzählen. Jede hatte einige Bewerber zur Verfügung, schön, reich und „riesig verliebt“, unter denen sie nur auszusuchen brauchte.

Blötzlich verstummte das lebhafteste Durcheinanderschwirren schrillender Stimmen, und ein allgemeines „Ah!“ der Bewunderung wurde laut, als Krall in den Laden trat, bepackt mit Rucksack und Photographenkasten, im Boden-

festum mit Stiekhosen, braungebrannt von der Sonne, mit linkscher Höflichkeit grüßend. Von allen Seiten erkundigte man sich teilnahmewillig, wo er die ganze Zeit gesteckt habe.

Mit erwartungsvollen Gesichtern und lauernden Blicken starrten sie ihn an. Atemlose Stille herrschte im Laden. Befriedigt machte Frau Thomas die Wäscherin darauf aufmerksam, daß Krall ein Leinenhemd mit Leinenkragen trug. Frau Wondraschel nickte zustimmend. . . .

In der Pressbammer Gegend sei er gewesen und habe dort prachtvolle Aufnahmen gemacht, an die zweihundert Stück, sagte Krall in seiner treuherzigen Unschuld — und nun brach es los. Ein schallendes Gelächter ging durch den Laden und klang allmählich in ein lustiges Gekicher aus.

Krall war der Meinung, man glaube ihm die Zahl der Aufnahmen nicht und bemühte sich zu beweisen, daß er durchaus nicht übertreibe. Den ganzen Tag sei er in den Wäldern herumgestreift und an jedem schönen Punkt habe er seinen Kasten aufgestellt. . . . Das Gelächter wollte aber nicht verstummen. . . . Dunkle Mählschoß auf Kralls sonnenverbrannte Wangen. . . . Er konnte sich diese seltsame Heiterkeit nicht erklären und wurde verlegen — für die anderen ein neuer Beweis dafür, daß Tonis Angaben richtig waren.

Er kaufte etwas fürs Abendessen und verließ den Laden. Frau Thomas ging mit, um ihm alles herzurichten, wie sie sagte. Die Zurückbleibenden besprachen noch weiter diesen sehr interessanten Fall, der so offenkundig darglag und alle Aussicht hatte, sich zu einem hübschen Skandalchen der Mollardgasse zu entfalten. . . . Eine Hausfrau. Das war keine Kleinigkeit. Und diesem jungen Burschen, der sich immer so dumm und so ungeschickt stellte, hätte man's auch nicht angesehen, daß er ein so schlauer Fuchs war und die reiche Hausfrautochter an sich zu locken verstand.

Nun, schließlich habe er aber recht, sagten einige, die ohne Liebhaber durchs Leben gehen mußten — wenn die Frauenzimmer so dumm wären und durchaus einen Mann haben müßten. . . .

Gastig verzehrte Krall sein Nachtmahl und machte sich dann sofort ans Auspacken und Entwickeln der wenigen Platten, die er im Rucksack mitgenommen hatte. Er zündete die Dunkelkammerlaterne an, stellte die Tassen bereit, in



die er eine dicke, braune Flüssigkeit goß, zog den Fenstervorhang fest zusammen und tauchte nun die Glasplatten in die Tasse. Dann nahm er sie nach einer Weile heraus und legte sie in die breite, flache Leitungsmuschel. Er drehte den Hahn auf. Das kalte Wasser neigte ihm die Finger. Wie wohl das tat! . . .

Nachdenklich setzte er sich an den Tisch. Er mußte warten, bis die Platten genügend abgespült waren. Das brauchte seine Zeit. Gewohnheitsmäßig griff er in die Tasche seines Rockes und zog die Photographie der Frau Bollinger hervor. Beim trüben, rötlichgelben Schein der Dunkelkammerlaterne versenkte er sich in die Betrachtung des Bildes, das er im Frühjahr angefertigt hatte und seitdem immer mit sich herumtrug. . . Ein feines, wehnütiges Lächeln lag auf dem ernstesten Gesicht der schönen Frau. So hatte er sie auch die letzten Tage gesehen, nur freudiger, glücklicher hatten ihre Augen geleuchtet auf diesen prachtvollen Wanderungen durch den Wiener Wald. . .

Waren das schöne Tage gewesen! Überall hatte sie ihn hingeführt, über grüne sonnige Wiesen waren sie gegangen, über sich den klaren, blauen Himmel und vor sich den Blick auf die dunstverschleierte Hügel der Ferne. Da und dort war eine Biene summend aufgeflogen oder hatte eine Grille im Gras gezirpt. Sonst war kein Laut zu hören, ringsum nur die tiefe, andächtige Stille eines glückschwangeren Sommertages und die feuchte Keinheit der Natur. . .

Und die dunkeln, schweigenden Wälder, durch die sie ihn geführt hatte, tauchten vor seinem inneren Auge auf. Stundenlang waren sie nebeneinander durch diese Einsamkeit geschritten und hatten mit schauerlicher Bewunderung die stolze Schönheit des Waldes in sich eingesogen. Soweit das Auge reichte, nichts als erst nickende Buchen, durch deren Zweige die Sonne hineinfächelte, und Stille, lautlose Stille. Denn auch was sie miteinander gesprochen hatten auf diesen unbergelichen Wanderungen, war ohne Worte geschehen. Wenn sie an einem besonders schönen Punkt den Rasten aufstellten, da hatten beide dieselben Gedanken gehabt, und die gleichen künstlerischen Empfindungen hatten in ihnen geplüht.

Und dann die Mahlzeiten! Mitten im Walde, auf einem Baumstrunk sitzend oder im Gras neben ein kühles Bächlein gelagert, hatten sie ihre Vorräte ausgepackt und sich's nach der ermüdenden Wanderung und der heißen Arbeit schmecken lassen. Und wie schön war es gewesen, als sie sich einmal verirrt und nach endlosem Herumklettern auf sonnedurchglühten Hügelhängen, durch stacheliges Gestrüpp, über Steinhalden und sumpfige Stellen endlich ein Wirtshaus gefunden hatten, winzig klein und entzündend lautlos, so weltvergessen und entlegen, so traumumfangen und verloren, daß sie sich beinahe gewundert hatten, wie denn dieses Haus mitten in die tiefe Einsamkeit des Waldes gekommen war. Die schläfrige Stille des Sommertags war ringsherum, das unermüdete Blätschern des Brunnens das einzige Zeichen von Leben und Regsamkeit. . .

Dort waren sie eingekehrt, und in der kühlen, freundlichen Stube hatten sie Mittag gehalten, dann von der gegenüberliegenden Hügellehne aus mehrere Aufnahmen des lieben Häuschens gemacht. Die wollte er jetzt eben entwickeln. . .

Die Erinnerung an die begonnene Arbeit weckte ihn plötzlich aus seinen Träumen. Mit einem jähen Ruck sprang er auf, um zu seiner Pflicht zurückzukehren. Gedankenvoll stopfte er sich noch rasch eine Pfeife und blies mit Behagen die dicken, grauen Rauchwolken aus dem Mund.

Der Wirklichkeit nunmehr zurückgegeben, hörte er plötzlich ein eigentümliches Glucksen und Klingen und Blätschern, wie eben —

Wasser plätschert, wenn es von der Höhe eines Meters wieder auf Wasser hinunterklatst.

Ganz entsetzt schlägt er sich vor den Kopf. Wichtig — er hatte ja den Leitungshahn aufgedreht und die ganze Zeit offen gelassen. Herrgott, und er hatte gar nicht gehört, daß das Wasser aus der vollgelaufenen Muschel auf den Boden rann. . .

Nun ist das Zimmer zum kleinen See umgewandelt, in dem jegliches Lebewesen, das nicht über zwei Zentimeter hoch ist, erbarmungslos ertrinken muß. So hoch steht das Wasser, wie er mit Entsetzen bemerkt.

Im ersten Moment weiß er gar nicht, was er anfangen soll. Doch bald besinnt er sich und begreift, daß es vor allem nötig ist, den weiteren Zufluß zu verhindern. Aber beim ersten Schritt, den er machen will, glückt das Wasser ganz unheimlich und beängstigend, rinnt ihm in die Schuhe und schiebt sich gurgelnd zwischen Fuß und Sohle. . . Er geht wie auf einem elastischen Stiffen — klitsch, klatsch.

Noch setzt er sich auf den Sessel und zieht die Schuhe, die nur widerstrebend folgen, von den Füßen. Nun patzt er ins Wasser. . . Das wäre also vollbracht, denkt er mit Befriedigung, als er den Hahn gründlich zudreht. Nichtsahnend liegen die schwarzen Platten in der Muschel, sie wissen nicht, daß sie an allem Unglück schuld sind.

Nun überlegt er, was weiter geschehen soll. Mallos und unschlüssig steht er da. Es kommt ihm ganz unmöglich vor, diesen See anzuschöpfen oder auf irgend eine andere Weise der unheimlichen Flut Herr zu werden.

Die schrecklichsten Gedanken fahren ihm durch den Kopf und bringen ihn fast zur Verzweiflung. Schon sieht er das Wasser durch den mangelhaften Bretterboden sickern und das alte Gemäuer des Hauses durchdringen.

Er zuckt vor Schreck zusammen und bemerkt, daß er sich wieder verträumt hat und die kostbare Zeit verrinnen läßt. Inzwischen beginnt vielleicht schon das Wasser auf die Köpfe der beiden fürchterlichen alten Weiber, der Wondraschek und der Thomas, zu tröpfeln. . . Darum rasch ans Werk!

Vor allem steckt er die Petroleumlampe an, und als wenn deren helle Flamme in ihm plötzlich den praktischen Sinn entzündet hätte, ergreift er seinen Ledermantel, der auf dem Bette vor ihm liegt, und wirft ihn mit der Weistesgegenwart, die entschlossenen Menschen in Momenten der Gefahr eigen ist, in die schwappende Flut, daß es laut aufklatst. Dann zieht er den Krübel hervor, der neben dem Waschtischen steht, und drückt mit aller Kraft, über die er verfügt, das Wasser aus dem vollgeseugenen Stoff. Einige Tropfen fallen klopfend hinein, und ein Gefühl stolzer Befriedigung beschleicht den jungen Mann, als er erwägt, daß die Wassermenge sich schon um diese Tropfen verringert hat. . .

Es geht also. Noch einmal tauchte er das so gut verwendbare Kleidungsstück ins Wasser, drückt, preßt, knetet und zwickt herum — umsonst, das schwere Zeug will keinen Tropfen mehr von sich geben. Und es hat doch so viel Wasser aufgeleckt, daß es nichts mehr aufnehmen kann.

So geht es also doch nicht. Die tüchtige Flut umschleicht die Füße des Tisches, des Kastens und des Sessels, und wenn er die Versuche doch wieder aufnimmt und den Boden irgendwo eintaucht, plätschert es wie zum Hohn gegen die Wand, wie es in einem Teich gegen die Ufer schlägt, wenn schlimme Jungen beim Schwimmen große Wellen machen.

Nun greift er erfinderisch zu einer anderen Methode. Er legt den Krübel um und schaufelt das Wasser mit der Hand hinein, muß aber bald einsehen, daß er bei diesem Beginnen die drohende Einsturzgefahr nie beseitigen wird.

Er erhebt sich, um ein wenig zu verschmausen. Schwerbekümmert wischt er sich den Schweiß von der Stirne. . . Da kommt ihm ein rettender Gedanke. . .

Barilichig wie er war, lief er zu Frau Thomas hinunter und erzählte ihr mit einigen hastigen Worten das Unglück, das er als so bedrohlich schilderte, daß die Hausmeisterin, ohne ein Wort zu reden, eilig einen mächtigen Krübel und zwei derbe Schenerklappen ergriff, mit diesem Hausrat bewaffnet zu Frau Wondraschek hineinstürzte und die ahnungslose Wäscherin mit sich zur Türe hinauszog. Erst im Hof und auf der Treppe erzählte sie ihr alles.

Frau Thomas übernahm das Kommando. Sie taten beide sehr sachkundig, was Strall nun gemein imponierte. Mit ernstem, dem wichtigsten Werk angemessenen Mienen tauchten sie die Lappen in die Flut und preßten mächtige, schwarze Wassermassen in den Krübel. In einer Viertelstunde war der See trocken gelegt.

Nun wanden sie auch den Ledermantel aus und sprachen, mitleidig lächelnd, ihr Bedauern darüber aus, daß dieses nützliche Kleidungsstück gewiß durch Stralls Ungeschicklichkeit ins Wasser gefallen sei, eine Vermutung, der Strall durchaus nicht widersprach. Er erröte schamlos und nickte stumm und verlegen. Dann drückte er tief aufseufzend jeder Kletterin einige Krübelstücke in die Hand. Sie verwahrten sich zum beide dagegen und sagten, sie hätten es ja gern getan, und es sei doch Christenpflicht, seinem Nachbar zu helfen, umklammerten aber, als Strall nun Anstalten machte, ihr Bartgeschütz nicht zu verlegen, die Mützen fest mit ihren Fingern.

11.

Greifeneder war zurückgekehrt. Gleich am ersten Tage machte er seinen Besuch bei Wondraschek. Die Eltern empfingen ihn ganz so, als wenn er schon zur Familie gehörte. Der letzte Schritt war ja nur mehr Formsache.

Messi wurde nicht müde, ihn über Berlin auszufragen, wie ihm die Stadt gefallen hätte, ob sie wirklich viel größer als Wien sei und ob viele Geschäfte und Fabriken habe. Immer ließ ihr noch etwas Neues ein, was sie gern gewußt hätte. So interessierte sie sich auch dafür, ob es wahr sei, daß, wie sie einmal gehört hätte, in Berlin solche Geschäfte, wie das des Herrn Greifeneder, viel besser gingen als in Wien.

Sie ließ ihm gar keine Zeit, über etwas anderes zu reden. Das verstimmte ihn ein wenig. Er hatte sich auf einen herzlichen Empfang vorbereitet und gedacht, daß er endlich Gelegenheit finden könnte, sich mit ihr auszusprechen.

Aber Messi verhielt sich, als sie alles Wissenswertes über Berlin erfahren hatte, ganz still und mischte sich gar nicht in die politischen Standgespräche, auf die endlich Greifeneder nach einigen vergeblichen Versuchen, eine Unterhaltung in Fluß zu bringen, verfallen war. Er saß nachdenklich da und starrte teilnahmslos zu sich hin, die Mutter strickte wie gewöhnlich.

Noch beim Zubettgehen weilten Messis Gedanken in Berlin, und sie bedauerte es, daß sie nicht den Mut gehabt hatte, sich bei Greifeneder ohne alle unnötigen Umschweife gerade heraus zu erkundigen, ob er etwas über Vinder gehört hätte. Eine seltsame Angst vor der Mutter hatte sie davon zurückgehalten, und nun tat es ihr leid. Mit ihrem Gefrage hatte sie gar nichts erreicht. . .

Der nächste Tag war ein Sonntag, und man hatte wieder eine Landpartie verabredet. Doch Messi hatte sich von vornherein dagegen ausgesprochen, noch einmal so etwas „Nades“ zu unternehmen wie nenlich den Ausflug nach Preßbaum. Sie wollte irgendwohin, wo es viele Menschen, flotte Musik und lustiges Lachen gab, und man hatte sich für das Brauhaus in Hütteldorf entschieden.



Auf dem Stadtbahnperron war das Gedränge so groß, daß die Gesellschaft in zwei Teile gerissen wurde. Erst als Meßi und Greifeneder im Coupé waren, bemerkten sie, daß die Eltern fehlten.

Greifeneder sah blaß aus. Er hatte die ganze Nacht schlaflos zugebracht und die bange Frage im Kopfe herumgewälzt, was er tun sollte. Ein schwermütiger, leidender Zug lag auf seinem Gesicht, in den tiefliegenden, mitschatteten Augen loderte verhaltene Glut. Ihm war durchaus nicht lustig zuzuhören, als Meßi in ihrer kindlich ahnungslosen Heiterkeit von den voraussetzlichen Genüssen zu sprechen begann. Er hörte gar nicht zu.

Ganz erstaunt richtete sie nun zum dritten Male an ihn die ihr sehr wichtig erscheinende Frage, ob dort eine Militär- oder Zivilkapelle spiele. Da blickte er auf und lachte mühsam. Er nickte wie zur Antwort mit dem Kopfe, ohne zu wissen, was sie gesagt hatte. Sie biß sich ärgerlich auf die Lippe und fragte, halb scherzhaft und halb schnippisch, woran er eigentlich denke.

„An Sie, Fräul'n Meßi!“ entfuhr es ihm plötzlich. Seine Wangen röteten sich lebhaft, und in den Augen erglomm es flüchtig wie von einem Blitz in dunkler Gewitternacht. „Ach, denk immer an Sie, Fräul'n Meßi,“ fuhr er, wie unter einem Zwange fort und ließ sich die so lange verborgen gehaltenen innersten Gedanken entschlüpfen, „ich -- Sie sind ja ein so lieber Schatz!“

Er hatte die wenigen Worte im Flüsterton gesprochen, hastig, heiß und stotternd. Nun sah er ihr verlangend in die Augen. Meßi bewahrte ihren Gleichmut. Sie lächelte geschmeichelt. „Aber gehen S',“ sagte sie herausfordernd kokett, „Sie machen Ihnen g'wis wieder einen Spaß.“

„Fräul'n Meßi!“ kam es flehentlich zurück, „wie können S' denn nur so was glauben! Ach...“

„Sie, zum Spielen bin ich net, Herr Greifeneder! Das sag ich Ihnen gleich, daß S' es wissen.“

Sie erblaßte und sah nachdenklich zum Fenster hinaus. Wozu sie nur das wieder gesagt hatte! Es war so über sie gekommen, so eine stolze Auflehnung -- gegen alles. . . . Und sie hatte damit gerade das Gegenteil erzielt. Wie dumm das war. Ihr bangte schon davor, daß er, dadurch ermutigt, vielleicht weiterging. Und dann -- dann sagte sie vielleicht in ihrer Erregung wieder etwas anderes, als sie sagen wollte. . . .

„Das is auch gar net meine Absicht, Fräul'n Meßi,“ hörte sie's schon wieder flüstern. Sie fühlte, wie er nach ihrer Hand griff. . . . Wie eine glückliche Erlösung empfand sie's, daß der Zug hielt.

Dichte Menschenmassen entzündeten den Waggon und überfluteten den Steig. Das Suchen der Eltern bot eine Ablenkung für die nächsten Sekunden. Als man sich gemindert hatte, war die Stimmung glücklicherweise für die Fortsetzung des früheren Gesprächs nicht mehr günstig.

Meßi atmete auf. Vorläufig war die Gefahr vorüber. Seit Wochen froch die Entscheidung verhängnisgleich, langsam, aber sicher näher, unheimlich und unentrinnbar. . . . Nun war wieder ein kleiner Aufschub erreicht.

Im Brauhaus fand sie nicht die erwartete Unterhaltung. Mitten in der lustig lärmenden Menschenmenge, unter den lauten, aufkräuselnden Klängen der Militärmusik blieb sie still und einsilbig. Sie ärgerte sich darüber, daß ihr der Sonntag so verdorben war, und wurde dadurch noch wortkarger.

Greifeneder nahm es für Ergriffenheit, hervorgerufen durch seine verhüllte Werbung, und sah darin ein gutes Zeichen. Er war fort-

während um sie bemüht, überhäufte sie mit zarten Aufmerksamkeiten, kaufte ihr Blumen bei einem herunziehenden Mädchen und allerlei Konfekt. Mit zärtlicher Besorgnis fragte er sie, ob ihr etwas fehle, weil sie so blaß und still sei. Doch sie schüttelte stumm den Kopf, senkte mandulal auf und sah teilnahmslos drein.

Erst nach einiger Zeit wurde sie gesprächiger. Die Kapelle begann ein beliebtestes Lied neuesten Datums zu spielen und wurde dafür schon bei den ersten Tönen von den Zuhörern lebhaft beklatscht. Auch Meßi ließ sich von diesem allgemeinen Begeisterungstauumel fortreißen. Mit geröteten Wangen und zur Zeit geneigtem Kopfe lauschte sie den verführerischen Klängen. Den Mund leicht geöffnet, lächelte sie in freudigem Entzücken und begann sogar die Melodie leise mitzusingen.

Auf dem Rückweg zum Bahnhof ging Greifeneder an ihrer Seite. Das Gespräch drehte sich um allgemalige Dinge. Meßi, der Greifeneder im Gasthaus das Glas immer wieder mit dem guten, duftigen Bousteilweine gefüllt hatte, war in rosiger Laune, sogar ein klein wenig veranlaßt. Sie machte tolle Sprüche, sprach sinnlose, ausgelassene Dinge und unterbrach oft ihre Worte durch langdauernde, lautes Gelächern.

Von aufglimmender Glut überwältigt, hob Greifeneder seinen Arm unter ihren und drückte das junge Mädchen zärtlich an sich. Sie ließ sich gefallen und schmiegte sich erschauernd an ihn. Eine wilde Seligkeit ergriff ihn. Sein Arm zitterte unter der wonnigen Verührung des warmen Mädchenkörpers.

Zu Hause war Meßi wieder ganz nüchtern. starrblütig erwog sie beim Entkleiden, daß der ersehnte und doch gefürchtete Augenblick immer näher rückte. Bald, vielleicht schon morgen, würde Greifeneder kommen und seine Werbung vorbringen. Und was dann? . . . Darüber war sie sich noch nicht klar. . . . Doch sie fühlte, daß sie sich's ebenso herbeiwünschte, wie sie davon zurückschrak. Heute, auf dem Wege zum Bahnhof, als er seinen Arm unter ihren geschoben hatte, da war es plötzlich wie eine sündige Gier über sie gekommen. Am liebsten wäre sie ihm gleich um den Hals gefallen, um sich ihm zu geben. . . . Und jetzt entsetzte sie sich vor diesem Gedanken. . . .

Den ganzen folgenden Tag lebte sie in fortwährender Angst, daß Greifeneder kommen und sie zur Frau begehren würde. Sie hatte es ja gestern gefühlt, wie es ihn nach ihr verlangte. Und sie hatte ihn auch ermutigt und ihm Hoffnungen gemacht.

Es war ein heißer, dunstschwüler Tag. Blendende Sonnenglut lag auf dem Fenster. Ermattet blickte Meßi von der Arbeit auf. Der Schwweiß perlte ihr von der Stirne und neigte die erhitzten Wangen. . . . Wozu plagte sie sich eigentlich? . . . Bald hatte ja alles ein Ende, dachte sie. Wenn sie den Greifeneder nahm, dann brauchte sie das alles nicht mehr. . . . Sie lächelte still vor sich hin. . . . Er war so reich und so hübsch. . . . Gewiß würde sie ihn nehmen. . . . Sie wollte ihn haben. . . .

Da trat Greifeneder ins Zimmer, mit feierlicher Miene, die Mutter hinter ihm, würdig und erwartungsvoll. Meßi fuhr zusammen. Da war er schon, der gefürchtete Moment. Greifeneder war schwarz gekleidet und hielt den Zylinder in der einen Hand, einen Blumenstrauß in der anderen. Sein Gesicht war blaß und ernst. Seine Stimme zitterte, als er an Meßi die Frage richtete, ob sie seine Frau werden wolle. Mit einer höflichen Verbeugung und einem verlegenen Lächeln auf den Lippen überreichte er ihr dabei das Bukett.

Meßi nahm es willenlos, ohne zu wissen, was sie tat. Mit der freien Hand mußte sie sich an der Nähmaschine festhalten. Sie drohte umzufinken. Das Blut wich ihr aus den Wangen

und drängte heiß und stürmisch zum Herzen. Dort pochte es, als ob es die Brust sprengen wollte. Die Sinne zitterten ihr. Sie mußte sich setzen. Sie richtete einen hilflosen, fragenden Blick auf die Mutter, die zu wachsen schien und Greifeneder mit liebevoller Würde zunickte.

Meßi sprach noch immer nichts. Greifeneder stand erwartungsvoll vor ihr, ängstlich wie ein Angeklagter, der den Urteilspruch erwartet. Die Mutter gab Meßi lebhaft Zeichen der Ermunterung.

Im Zimmer war es lautlos still, nur zwei Menschen hörten das stürmische Kochen ihres Herzens. Im Kopf des jungen Mädchens wirbelten die Gedanken. Sie senkte den Blick und atmete tief auf. Die Mutter starrte gespannt auf sie und machte eine Gebärde des Unwillens. Meßi beachtete es nicht. Sie kämpfte noch u. . . . mit sich. Ihr Atem ging schnell, die Lippen bewegten sich wie im Flüstern.

Nach einer Weile erhob sie sich mühsam und reichte Gatten der die zitternde Hand. Mit fremdlichem Lächeln sah sie ihm in die Augen.

„Ja, Fräul'n Meßi?“ sagte er leise, und freudige Erregung flammete über sein Gesicht. Die Mutter nickte befriedigt und sah ihre Tochter mit leuchtenden, sprechenden Augen an.

Meßi schüttelte den Kopf. Er solle nicht böse sein, sagte sie mit unklarer Stimme, sie sei ihm von Herzen gut, er gefalle ihr auch, und sie könne ihn sehr gut leiden, aber -- ob sie ihn lieb habe, das wisse sie noch nicht. Sie könne noch nicht „Ja“ sagen, aber sie sage auch nicht „Nein“. Er solle ihr ein wenig Zeit lassen, bis sie sich darüber klar geworden sei.

Greifeneders ohnehin blaßes Gesicht wurde ganz blaß. Er war nicht imstande, ein Wort herauszubringen. In nervöser Erregung drehte er den Zylinder zwischen den Fingern und starrte wie irr auf das junge Mädchen, das ihm nun freundlich anlächelte und ihm göttig zu sprach. Er solle doch scheitern sein, sagte sie, er beachte es ja nicht gar zu schwer zu nehmen. Sie habe auch nicht „Nein“ gesagt. Am Gegen teil. Nur prüfen wolle sie sich. (Zweit 1904.)



## Städteverfassung.

Von Wilhelm Schröder.

In den ersten Jahrhunderten mittelalterlichen Stadtbauers war der Freiheitsbegriff des Bürgers so stark entwickelt, daß heute selbst die entschiedensten Befürworter kommunaler Selbstständigkeit nicht die Rechte für die Städte in Anspruch nehmen, die vom 12. Jahrhundert an als selbstverständlich galten. In den Eingangsworten des Straßburger Stadtrechts wird um 1130 „nach dem Vorbild anderer Städte“ jedermann, er sei Einheimischer oder Fremder, im Reichbild zu jeder Zeit und vor jedermann Frieden zugesichert. „Sol jemand draußen eine Missetat begangen und ist aus Furcht wegen seiner Sünde in die Stadt geflüchtet, so soll er sicher in ihr weilen und niemand darf gewaltsam Hand an ihn legen.“ Und im Kampf mit dem feudalen Stadtherrn, der in den ersten Zeiten das Regiment über die umfriedete Ansiedelung geführt hatte, wußten die erstarkenden Städte sich von den Kaisern das Privilegium zu erwirken, daß „jedermann, woher er auch komme und welchen Standes er sei, der Jahr und Tag unangefochten in der Stadt gewohnt hatte, für alle Zeiten persönlich frei war und gegen jeden Anspruch seines ehemaligen Herrn geschützt sein sollte“. Das Stadtbürgerrecht schloß bald selbständiges, vom Landgericht gesondertes Gericht in sich, und zwar sowohl im passiven wie im aktiven Sinne. Der Bürger war nicht nur einzig dem Stadtgericht unterstellt, sondern auch zur Teilnahme an der



Rechtssprechung berechtigt und verpflichtet, und ein Stück Ironie liegt darin, daß ein Rechtsweistum vom Jahre 1218 dem Grafen oder Landrichter lediglich das Recht vorbehält, den vom Stadtgericht gefällten Urteilspruch vollstrecken zu dürfen. Diese freie, republikanische Stadtverfassung übertrug sich auch auf neu gegründete Städte, als der bis dahin slavische Osten durch umfassende Kolonisation germanisiert wurde; auch hier wurde allmählich der geistliche und weltliche Stadtherr zurückgedrängt und von der bürgerlichen Korporation alle obrigkeitliche Befugnis erworben. Die Freiheit der Städte war gegen die Mitte des 13. Jahrhunderts bereits so erstarbt, daß ihre Entwicklung nicht im geringsten gehemmt wurde, als es Kaiser Friedrich II. befahl, die von ihm selbst und seinen Vorgängern erteilten Privilegien zu widerrufen, soweit sie ohne Genehmigung der bischöflichen Stadtherren zur Geltung gekommen waren, und nicht allein die Städtebündnisse, sondern auch die Handwerkerbrüderschaften zu verbieten. Es war dem Kaiser zwar nicht besonderer Ernst mit diesen im Kampf gegen seinen auffälligen Sohn zur Gewinnung der Fürsten erlassenen Maßnahmen; aber die Landesherren würden nicht gekümmert haben, sich die Proklamation zuzugehen zu machen, wenn sie den Städten gegenüber dazu imstande gewesen wären. Im Gegenteil befestigte sich die Selbständigkeit der Städte, als Handel und Wandel sie zu wirtschaftlicher Ueberlegenheit brachten. „Diese Eigenart des naturalwirtschaftlichen Lebens“, sagt Hugo Preuß in seinem vortrefflichen Buche: „Die Entwicklung des deutschen Städtewesens“, „ermöglichte es den Städten, ihre geldwirtschaftliche Ueberlegenheit unmittelbar in politische Macht umzusetzen. Von den Königen, den geistlichen und weltlichen Fürsten, ihren Vasallen und Lebensträgern kauften sie auf, was an Regalien, Hoheitsrechten und Befugnissen aller Art an den Markt kam; und das war bei der chronischen Geldflemme der Fürsten und Herren nicht wenig. Mochte sich der Inhaber nicht gleich zur Entäußerung seiner Befugnisse verstehen, so nahmen sie die Städte auch als Pfand für immer begehrte Darlehen, wobei das Resultat doch das gleiche blieb; denn daß Pfandschaften wieder ausgelöst wurden, gehörte zu den allergrößten Seltenheiten. Stück für Stück erwarben so die Städte alle einzelnen obrigkeitlichen Befugnisse ihrer früheren Herren: Markt, Zoll, Münze, vor allem das mindere wie das höhere Gericht, letzteres freilich häufig unter Anschluß des Blutbannes, der vielfach dem Kaiser und später dem Landesherrn vorbehalten bleibt.“

Die Verfestigung der Städte kündigte sich auch darin an, daß die dem Reiche oder dem früheren Stadtherrn zu leistenden Abgaben schon frühzeitig nicht mehr von den einzelnen Bürgern, sondern von der Stadtgemeinde aus dem gemeinsamen Säckel geleistet wurden; die Bürger empfanden jede unmittelbare Besteuerung durch ein anderes Subjekt als die Gemeinde und ihr Organ, den Rat, als eine Verletzung ihrer korporativen Selbständigkeit. Es entstand zwar im 13. und 14. Jahrhundert die Gefahr, daß das Stadtr Regiment eine Bente der alteingesessenen und reich mit Grundbesitz begabten Geschlechter wurde, doch war das Handwerk in den Städten bald genügend erstarbt, um nach jahrzehntelangen und oft blutigen Kämpfen entweder, wie in Köln, das Geschlechterregiment völlig zu stürzen oder doch wie in den meisten anderen Städten in einem den Bürgern genehmen Kompromiß sich die Basis für einen genügenden Anteil am Stadtr Regiment zu verschaffen. Der Sieg der Handwerker hatte aber zur Folge, daß die Ständegemeinschaft zwischen den Vornehmen der Städte und dem Landadel sich löste und der

Gegensatz zwischen agrarischer und urbaner Verfassung immer schärfere Ausprägung fand, so daß sich die städtische Rechtssprechung völlig von der des Landes löste und nur in den Schöffenshöfen älterer und größerer Städte die höhere Instanz anerkannte.

Es müßte wundernehmen, wenn nicht sowohl die geistlichen und weltlichen Territorialfürsten als auch die Kaiser, obgleich diesen die Städte in den inneren Kämpfen treuen Beistand geleistet hatten, allmählich fühlten, daß der Gegensatz zwischen feudaler und städtischer Verfassung zu Entscheidungskämpfen dränge. Diese Kämpfe brachten den endgültigen Sieg des monarchischen über das republikanische Prinzip. Den vereinigten Fürsten mit dem Adel standen die großen Städtebünde gegenüber; aber im Gegensatz zur Schweiz ließ die urbane Abgeschlossenheit in Süddeutschland nicht den Gedanken einer Verbindung mit den Bauern aufkommen. Während Bauern und Bürger der Schweiz 1386 vereint bei Sempach das süddeutsche Ritterheer vernichteten, standen die süddeutschen Städte tatenlos beiseite. Die Heere des Städtebundes wurden um dieselbe Zeit von Fürsten und Adel aufs Haupt geschlagen; auf dem Reichstage von Eger 1389 verfiel der große

## Heimweh.

Anders wird die Welt mit jedem Schritt,  
den ich weiter von der Liebsten mache;  
mein Herz, das will nicht weiter mit.  
Hier scheint die Sonne kalt im Land,  
hier deucht mir alles unbekannt,  
sogar die Blumen am Bache!  
Hat jede Sache  
so fremd eine Miene, so falsch ein Gesicht.  
Das Bächlein murmelt wohl und spricht:  
Armer Knabe, komm bei mir vorüber,  
siehst auch hier Vergißmeinnicht!  
— Ja, die sind schon an jedem Ort,  
aber nicht wie dort.  
Fort, nur fort!  
Die Augen gehn mir über! — Märke.

Städtebund der Auflösung, während der Fürstenbund bestehen blieb. Im Norden Deutschlands aber war die Hanse, der große Bund der Kaufmannsgilden, zwar eifrig auf die Wahrung ihrer handelspolitischen Interessen bedacht, doch hütete sie sich ängstlich, in den Kämpfen zwischen Landesfürsten und Städten Partei zu nehmen; um so eifriger und erfolgreicher wandte sie sich jedoch gegen die Handwerker, als diese in Braunschweig, Bremen, Hamburg, Rostock, Wismar und Lübeck neben den Kaufherren Vertretung im Rat beanspruchten. Mit traditioneller Brutalität schlug der Pfefferjack schon damals die auf Demokratisierung der Verfassung gerichteten Bestrebungen nieder; ja, als im Jahre 1408 dennoch die Lübecker Handwerker eine Verfassungsreform erzwungen hatten, rief der alte Rat allen hanseischen Grundbesitzern zum Trost Kaiser und Reich zum Kampfe gegen seine Mitbürger auf und besiegte diese mit Hilfe seiner früheren Todfeinde, des Dänenkönigs und der benachbarten Landesfürsten. Die städtische Demokratie war zu Boden geschlagen; in ihr aber auch die Macht und der Einfluß der Städte sowohl der gleichfalls immer ohnmächtiger werdenden Reichsgewalt als auch dem Totengräber der Reichseinheit, dem Territorialfürstentum gegenüber. Als nun auch die großen Erwartungen der Reformationszeit schmählich enttäuscht worden waren, als der Bauer zerfleischt am Boden lag, und ferner infolge der großen Entdeckungen der

Handel sich neuen Wegen zuwandte, da schrumpfte auch das deutsche Städtebürgertum vollends zur engbrüstigen, servilen Erbärmlichkeit zusammen. Einmal noch flackerte es in Lübeck auf, als unter Jürgen Wullenwevers demokratischer Führung die Macht der Hanse auch unter den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen gesichert werden sollte. Auch ihn besiegte die kaufmännische Oligarchie der Stadt in Verbindung mit dem Fürstentum; die grausame Hinrichtung des Volksmannes 1537 in Wolfenbüttel bedeutete nicht allein den endgültigen Untergang des demokratischen Prinzips, nicht allein den Tod der Hanse, sondern auch die Zerreißung des Reiches, dessen Kraft jetzt von keiner Bevölkerungsschicht in deutschen Landen mehr zusammengehalten werden konnte.

Der Siegeszug des absoluten Fürstentums begann. In Frankreich, in Spanien wurde seine Gottähnlichkeit getragen von der Macht, die sich in ihm als der Spitze einer großartigen Zentralisationsidee kundgab; in der deutschen Zerissenheit war der absolute Fürst derjenige, welcher seine Stellung durch systematischen Landesverrat, durch die frevelhaftesten Verbrechen an der Ehre und dem Ansehen des Reiches behauptete. Vielleicht bedurfte es erst der Greuel eines dreißigjährigen Krieges, um das deutsche Volk physisch und sittlich derart zugrunde zu richten, daß es selbst vor dem erbärmlichsten jener dreihundert Teilsfürsten auf deutschem Boden noch in Hundedemut erstarrte. Zwar hatte der Kampf des absoluten Fürstentums auch dem Adel gegolten, doch verständigte es sich mit diesem, indem es ihm die Herrschaft über die leibeigen gewordenen Bauern überließ; nachdem die alte Lebensverfassung sich aufgelöst hatte, ward der adlige Besitzer zum Patrimonialherren. Im Fürsten aber sah das römische Recht, das nunmehr mit der allmählichen Aufhebung der Naturalwirtschaft in Aufnahme gekommen war, die Verkörperung des von ihm ausgehenden individualistischen Grundgedankens; die genossenschaftliche Idee, die das Aufblühen und die Macht der Städte bewirkt hatte, war seiner Struktur zuwider. „Hatte der mittelalterliche Feudalismus entsprechend dem naturalwirtschaftlichen Charakter der Zeit privates und öffentliches Recht in unscheidbarem Gemenge enthalten, so vollzieht sich jetzt die allerdings notwendige Scheidung, jedoch in der Weise, daß alle publizistischen Elemente aus dem Rechte überhaupt herausdestilliert werden. Neben das reine Privatrecht tritt keine publizistische Rechtssphäre, sondern ein recht-leerer Raum, allein erfüllt vom allmächtigen Staat, der sich in der Person des Fürsten verkörpert. Der Fürst aber steht nicht als Glied im Staat und unter dem Recht, sondern als Herrscher über dem Staat als dem Objekt und über dem Recht als dem Ausfluß seines Herrschervillens: princeps legibus solutus. Das ist die Souveränitätsidee, das tragende Prinzip des absoluten Staates, die begriffliche Negation der Genossenschaftsidee. Erscheint dieses für die Organisation des Lebens als ein sich von unten nach oben organisch entwickelnder Stufenbau, so sieht jene darin lediglich die von oben her mechanisch angeordnete Gruppierung der Untertanen für die Zwecke der fürstlichen Administration. Im politischen Leben gibt es nichts als die Souveränität des absoluten Monarchen; im privaten Leben nichts als das Recht des absoluten Individuums.“ (Preuß) Und wie es charakteristisch ist, der Absolutismus macht sich nicht allein in Monarchien, sondern auch in jenen republikanischen Gebilden geltend, denen der westfälische Friede als Reichstädten die territoriale Landeshoheit zugesichert hatte. In einer Rundgebung des Rates von Hamburg aus dem Jahre 1602 heißt es mit naiver Unverschämtheit: „Wenn schon





H. Herrmann: Holländische Kirmes.



eine Obrigkeit gottlos, tyrannisch und geizig sei, so gebührte dennoch den Untertanen nicht, daß sie sich dagegen auflehnen und widersetzen, sondern sie sollten selbiges vielmehr als eine Strafe des Allmächtigen, welche die Untertanen mit ihrer Sünde verwirkt haben, erkennen; wie es denn auch den Untertanen nicht gezieme, der Obrigkeit neue Statuta vorzuschreiben, sondern sei solches der Obrigkeit Amt und die Untertanen schuldig, darin der Obrigkeit billigen Gehorsam zu beweisen.“ Die Mitwirkung der Bürgerschaft an Verwaltung und Gesetzgebung schrumpfte in der Hamburgischen Republik aber zu der Formalität zusammen, daß sich die Bürger zweimal im Jahre vor der Ratstür zu versammeln hatten, um sich dort ehrfurchtsvoll öffentliche Ratsverordnungen vorlesen zu lassen und dann nach Hause zu gehen. In den Monarchien aber wurden allgemeine Versammlungen der Bürgerschaft, wo sie noch bestanden, als höchst gefährliche Einrichtungen verboten; die Stellung der Stadtverordneten wurde zu völliger Bedeutungslosigkeit herabgedrückt, der Rat erhielt vom Fürsten das Recht zuerkannt, sich selber unter Ausschluß der Bürgerschaft zu ergänzen. Die Ratsverordnungen aber bedürfen der landesfürstlichen Bestätigung, und das Stadtgericht gilt nunmehr als Ausfluß der fürstlichen Gewalt; Adel, Bürger und Bauern genießen selbstverständlich differenziertes Recht. Städtische Beamte dürfen ebenfalls nur angestellt werden, wenn der Fürst sein Jawort dazu gibt. Was aber die Hauptsache ist, die städtischen Steuern fließen zuerst in Gestalt der Kontribution, dann besonders in Gestalt der Akzise dem Fürsten zu, und zwar dergestalt, daß im Jahre 1684 der „Große Kurfürst“ von den 50 000 Talern, die die Akzise in Berlin einbrachte, großmütig etwas über 3000 Taler für das Feuerlöschwesen und die Straßenreinigung seiner Residenzstadt spendete. Fürstliche Beamte werden nach Schmöller „die allmächtigen Vormünder der Städte, der prägnanteste Ausdruck des in alles sich mischenden Polizeistaates“. Unter Friedrich II. mußten die städtischen Kammereietats jedesmal für sechs Jahre aufgestellt werden, wobei sie folgende sieben Instanzen durchzulaufen hatten: Kämmerer, ein

Ratsherr als Kontrolleur, Bürgermeister und Rat, Steuerrat, Kriegs- und Domänenkammer, Generaldirektorium, König. Jede Belastung des städtischen Kammereivermögens, jede Verpachtung von Kammereigütern muß vom Generaldirektorium, und wenn die Pacht hundert Taler übersteigt, vom König genehmigt werden. Ebenso hängt jeder städtische Bau von königlicher Genehmigung ab, desgleichen jede Prozeßführung; der König hat darüber zu entscheiden, ob eine besondere Vergütung für das Stellen der Stadtuhr zu bewilligen ist, ob der Totengräber auch noch die Anwartschaft auf die Nachtwächterstelle behalten darf. Was für den Nachtwächterposten gilt, gilt selbstverständlich erst recht für die höheren städtischen Ämter. Als 1736 unter Friedrich Wilhelm I. der Kurmärkischen Kriegs- und Domänenkammer der Entwurf eines rathhäuslichen Regiments vorgelegt wird, bemerkt diese Behörde dazu: „Daß der Stadtpräsident von Sr. Königlichen Majestät benennet und bestellt werde, versteht sich um desto mehr, als Sr. Königliche Majestät durch Erigierung dieser Stelle dasjenige eigentlich intentioniret, was Sie in anderen Städten durch Ansetzung der Commissoriorum locorum bewirken lassen; daß aber die Consules, Syndici und Senatores lediglich durch den Rat erwählt und dann nur von Sr. Königlichen Majestät konfirmirt werden sollen, läuft wider die bisherige Maxime und Verfassungen bei dem rathhäuslichen Wesen überhaupt: Principia republicana bringen dem Publico mehr Schaden als Nutzen, sind schon längst wohlbedächtlich supprimiret und abgeschafft und können insolglich ohne Verletzung der Königlichen Autorität nicht von neuem eingeführt werden; sondern es werden Sr. Königliche Majestät und deren geordnete hohe Collegia besser als der Magistrat urtheilen und wissen, wie das Rathhaus besetzt, die Stadt regieret und das gemeine Beste gehandhabt werden müsse.“

Bei anderen Gelegenheiten erklärte Friedrich Wilhelm I., sein Interesse sei, Bürgermeister zu sehen, die glatt vor ihm dependierten; wenn die beiden im Amt befindlichen Bürgermeister sterben, würde er wieder zwei von seinen Kreaturen sehen. „Dann bleibe ich Herr. Sonst muß ich

vor die Leute dependieren, und das steht nicht an.“ Nun fiel es der königlichen Weisheit nicht im Traum ein, die städtischen Ämter nach gemäß mit fähigen „Creaturen“ zu besetzen. Vielmehr waren diese Stellen künstlich; wer eines entsprechenden Vagen in die Referentenkasse hatte ein Amt weg, gleichgültig, ob er zu dessen Führung fähig war oder nicht. Es kam ein titelwürdiger Hofkonditor und ein Organist in den Berliner Magistrat, und die Stadt Eberswalde zahlte im Jahre 1726 gar hundert Taler, um die Ernennung eines völlig untauglichen Menschen zum Bürgermeister und Bürgermeister gangig zu machen. Der gute Mann, der sich ein Amt mit sechzig Talern erkaufte hatte, mußte nunmehr mit dem Posten eines Senators zufrieden nehmen. Auch dienten städtische Ämter als Versorgungsstellen für Offiziere und Unteroffiziere; so hatte Teltow einen Bürgermeister, der als Sergeant nach 31jähriger Dienstzeit wegen absoluter Unfähigkeit entlassen werden mußte. Uebrigens wurden selbst die höchsten städtischen Ämter elend besetzt; ein Berliner Bürgermeister erhielt im 18. Jahrhundert 200 Taler und weniger, ein Ratsherr 10 bis 12 Jahresgehalt. Daß in dieses recht preussische System keine Vertretung der Bürgerschaft passte, bedarf keiner Erwähnung. Wo Stadtverordnete oder Bürgerdeputierte im Amt waren, fungierten sie als Vorsteher bestimmter Zünfte oder von Stadtvierteln, die der Magistrat zu ernennen hatte. „Das Prinzip der Subordination,“ sagt Preuß, „ist so sehr das ein und alles des ganzen Systems, daß die „unterdienstschuldigen“ Verordneten nachdrücklich auf ihre völlige Untergebenheit gegenüber dem Magistrat, wie der Magistrat gegenüber dem Steuerrat hingewiesen werden. Sie haben demgemäß subalterne Dienste zu leisten; und wenn sie zur Rechnungslegung hinzugezogen werden, so dürfen sie ihre etwaigen Beanstandungen nicht selbst geltend machen, sondern sie nur dem Steuerrat untertänigst unterbreiten, um durch solche Denunziation die Kontrolle von oben zu verschärfen. Für diese Dienste erhalten sie denn auch eine Besoldung in der angemessenen Höhe von 10 bis 20 Talern jährlich.“

(Fortsetzung folgt)

## Peti-towa, der Sohn der Wildnis.

Von Karl Hans Strobl.

Liebe Karol

Du hast mir geschrieben, ich soll Dir gleich schreiben, wenn der Buffalo Bill bei uns gewesen ist mit seinem Wild West und mit den Indianern. Und ich hab' es Dir versprochen. Und jetzt war er bei uns, eine ganze Menge Pferde und Menschen, alle in Hemdärmeln, die Menschen, und das Zelt war in zwei Stunden aufgestellt, beinahe der ganze Exerzierplatz war voll mit dem Zelt und den Ställen, und eine fahrbare Feldküche haben sie gehabt, die war schon geheizt, wie sie vom Bahnhof gekommen sind, denk Dir nur, und sie sollen sehr gut essen, hab' ich gehört. Gefostet hab' ich es nicht, aber wenn sie mich eingeladen hätten, hätt' ich gleich mitgegessen, denn ich hab' mich gar nicht vor ihnen gefürchtet.

Aber das ist es ja eben, was sie mir alle vorwerfen: ein Mädchen soll nicht so vertraulich sein und gleich zu jedem hingehen, und ich soll mir nur den Karo anschauen, wie gut der dreijährig ist, der nimmt auch nicht gleich von jedem Fremden etwas. Und ich bin lange nicht so gut erzogen wie der Karo, hat der Onkel Richard gesagt und wenn das so weitergeht, so wird die Familie noch schöne Sachen mit mir erleben. Sie hatten jetzt alle an mir herum und machen alle wütende Augen auf mich. Denn ich habe etwas Schreckliches erlebt. Aber schön war es doch. Und wenn auch Onkel Richard das

vom Karo gesagt hat, so möcht' ich es doch wieder tun, wenn's noch einmal so käm'. Denn man muß doch seinem Nebenmenschen helfen, wenn man sieht, daß er selbst nicht weiterkann. Und ich weiß nicht, warum ich nicht hätt' helfen sollen, wo ich doch englisch kann und sogar die Worte in Englisch bin.

Du wirst Dich nicht auskennen, weil ich noch immer ein bißchen konfus bin, und so will ich lieber der Ordnung nach erzählen, wie alles gekommen ist. Es war sehr schön, das kann ich Dir sagen, und die ganze Stadt ist auf dem Kopf gestanden. Die Schulen haben frei gehabt, wir auch, und in der Zigarrenfabrik haben sie nicht gearbeitet, und zwei Extrazüge sind vom Land gekommen. So etwas war seit zehn Jahren, seitdem der Bischof das letztemal zur Firmung bei uns war, nicht da. Der Papa hat erzählt, daß der Kollege Neumann, der doch Untersuchungsrichter ist, den ganzen Vormittag auf dem Exerzierplatz war und sich nichts um seine Herrschaften gekümmert hat. Und eine Menge von Leuten hat die Nacht draußen zugebracht, denn es war warm, und sie haben geglaubt, daß der Buffalo Bill schon mit dem Zug um drei Uhr kommt. Aber er ist erst um neun Uhr gekommen, und es hat gedauert bis eins, bis alle da waren. Und es war sehr heiß und fürchtbar viel Staub, und wie ich mich am

Abend umgezogen hab', hab' ich ein ganzes Fenster von Staub auf der Brust gehabt, weil ich doch meine durchbrochene Bluse angehabt hab'. Aber wir sind doch, die Rosa Weiner und ich, wenigstens im Schatten gestanden, unter einem Baum, da haben uns der Mittmeister aus der achten Gymnasialklasse und der Onkel die uns immer nachsteigen, Platz gemacht. Das war doch sehr schön von ihnen und galant, und wir haben geglaubt, sie werden uns ansprechen. Aber sie haben es nicht getan, und das hat mich wieder dumm von ihnen.

Zuletzt, wie der Staub schon ganz dick war, sind die Künstler gekommen. Kosaken, Sibirier, Japaner, Cowboys, Araber und die Indianer. Alle haben herumgeschaut, nur die Indianer sind auf ihren Pferden gesessen wie aus Holz, und das hat mir wahnsinnig imponiert. Und weil sie glatte und straffe Haare haben und keinen Bart und Zöpfe mit roten Bändern durchflochten, hat die Rosa geglaubt, daß das gar keine Männer sind, sondern Weiber. Da sieht man gleich wieder, daß die Rosa nur Schwestern hat und keinen Bruder. Ich hab' von Hans gewußt, wie das bei den Indianern ist, und daß sie ganz richtige Männer sind und nur so anschauen wie die Weiber. Und daß sie ihre Gräben ausgraben, wenn sie in den Krieg ziehen, und sich das Gesicht bemalen. Und



daß sie sehr blutig sind, aber auch sehr ritterlich gegen die Frauen, denen sie sagen „weiße Mume“.

Die Rosa hat immerfort gefächert und mich mit dem Ellbogen in die Seite gestoßen und hat jedesmal gesagt: „Da schau!“ Als ob ich nicht schon ohnehin geschaut hätte, daß mir die Augen aus dem Kopf getrocken sind. Sie war überhaupt unausföhrlich, weil sie gewußt hat, daß der Engel hinter uns steht. Als der letzte unter den Indianern ist ein langer Kerl geritten, noch ganz jung, glaub' ich, mit einer roten Feder im Haar und mit einer langen Schnittnarbe auf jeder Wange.

Und dann ist nur noch der Buffalo Bill in seinem Wagen gekommen und ein paar andere Herren, und wie die vorbei waren, sind ihnen die Leute nachgelaufen. Wir sind mitgelaufen. Wir haben gewußt, daß das Essen heute ohnehin nicht zur rechten Zeit fertig wird. Und den Kreitschstudenten, der am Samstag immer bei uns ist, habe ich auch da herumlaufen gesehen, und der ist doch sonst immer der Pünktlichste. Eine Weile sind wir so zwischen den Zelten herumgegangen und dann haben wir uns zum Künstlerzelt hingedrängt, ob wir nicht noch einen zu sehen bekommen. Und wirklich ist der junge Indianer, der mir am besten gefallen hat, vor dem Zelt gestanden, und eine Menge Fabrikarbeiterinnen ist um ihn herumgestanden und die haben alle mit den Fingern gezeigt, auf seine Hösche und auf seine Schuhe und auf seine Lederhosen, und haben gesagt, die Frauen daran sind aus Menschenhaaren.

Der Indianer hat sie zuerst gar nicht angeschaut, auf einmal aber hat er geschaut und hat gelacht und hat einen Schritt auf sie zu gemacht. Da haben sie alle geschrien und sind davongelaufen. Und die Rosa hat mich gepackt und ist mit mir gelaufen, bis wir alle zwei ganz ohne Atem waren. Ich war sehr zornig, weil sie so gelaufen ist und weil mein Strohhut ganz verschoben war, und weil der Rittmeister und der Engel, die uns wieder nachgestiegen sind, das gesehen haben und so fürchtbar gelacht haben. Und ich habe ihr gesagt, daß sie ein Feighase ist und daß ich ihr doch schon gesagt hab', daß die Indianer so ritterlich sind. Aber sie hat gesagt, man kann nicht wissen. Und auf dem Nachhauseweg hab' ich sie gefragt, ob sie glaubt, daß die Indianer englisch sprechen, weil ich mir gedacht hab', wie das wäre, wenn mich so ein Indianer ansprechen möchte, und ob ich ihm wohl eine Antwort geben könnte. Sie hat aber nicht gewußt, ob die Indianer englisch können. Sie weiß gar nichts, diese Rosa, und sie ist überhaupt schrecklich dumm.

Am Abend waren wir in der Vorstellung. Alles war gesteckt voll, und meinen Indianer hab' ich auch wieder gesehen. Er hat gehoben eine Kanone erobern. Im Gesicht war er ganz zinnoberrot angemalt, nur auf der Stirn hat er zwei weiße Kreise gehabt. Er hat immer geschrien wie ein Mordbrenner, am lautesten von allen. Die Mama hat sich die Ohren zugehalten, aber mir hat das sehr gut gefallen. Auf einem ungesattelten Pferd ist er geritten und hat einen langen Wäschebündel immer über dem Kopf herumgedreht. Das ist ein Lasso, hat der Hans gesagt. Und der Hans hat auch gewußt, wie der Indianer heißt. Weißt Du, wie? -- Peti-towa, „der frächzende Nasgeier“. Das ist nicht sehr schön, aber sehr apart, nicht wahr? Und am Abend hat mir der Hans gesagt, wie er in sein Zimmer gegangen ist, daß er und der Wasil und der Josch am nächsten Tag zum Buffalo Bill gehen wollen, fragen, ob er sie nicht brauchen könnte als Indianerlehrebuben, und sie wollen sich das Gesicht so anstreichen, daß niemand wissen wird, daß sie keine wirklichen Indianer sind.

Das war am Samstag. Am Sonntag früh hat mich der Papa in die Spezialitätentrafik

geschickt um seine Sonntagszigarren. Wie ich in die Nähe komme, sehe ich schon eine Menge Menschen vor der Tür, die alle hineinschauen. Ich hab' mir gedacht, da drinnen ist irgend etwas passiert und es wird vielleicht der Netzwagen kommen, und da war ich sehr neugierig und hab' mich schnell durchgedrängt.

Was glaubst Du, was da drinnen los war? Mein Indianer war darin. Peti-towa, der frächzende Nasgeier. Und noch eine Menge andere Leute, aber keiner hat sich zu ihm hingekannt. Sie sind alle hinter ihm gestanden und haben ihn immer nur angeglotzt. Und er ist vorn am Kuck gestanden und hat von der Verkäuferin Stantabak verlangt. Aber die dumme Gans hat kein Wort verstanden, weil der Indianer englisch gesprochen hat. Und von den anderen hat ihm auch keiner geholfen, weil sie auch nicht englisch verstanden haben. Da bin ich hingegangen und hab' der Verkäuferin überlekt, was der Indianer will.

Er hat mich sehr erstaunt angeschaut, so von hoch oben herunter, denn er ist doch ein Kleinfert, und ich bin ihm kaum bis zur Schulter gegangen. Und dann hat er seine Hand auf meine Schulter gelegt und hat gesagt: „Meine weiße Mume spricht die Sprache des weißen Mannes, die auch Peti-towa versteht. Peti-towa ist voll Freude, und er wird es an den Lagerleuten seines Stammes erzählen, daß die weiße Mume ihm geholfen hat.“

Und dann ist er mit mir aus der Trafik gegangen und immer neben mir, und alle Leute, die vor der Trafik gewartet haben, sind uns nachgelaufen. Die Gassenbuben haben sich herumgestoßen, und einmal hat mich sogar einer hinten am Kopf gezogen. Aber ich hab' gefürchtet, daß er sich umdreht und den Lausbuben lothaut, weil die Indianer doch so ritterlich sind, und darum hab' ich lieber gar nichts gesagt. Wie wir vor der Konditorei waren, wo ich auch etwas einzukaufen gehabt hab', hab' ich nicht gewußt, was ich anfangen soll; ob ich den Peti-towa wegschicken soll oder warten lassen oder mit hineinnehmen. Aber zum Glück hab' ich mich erinnert, daß mir der Hans erzählt hat, wie gastfreundlich die Indianer sind, und ich hab' mir gedacht, was sich der Peti-towa doch denken möchte, wenn wir nicht so sind wie sie, und da hab' ich ihm gesagt, er soll mit hereinkommen. Er ist mitgegangen und hat sich an einen Tisch gesetzt. Es war eine Menge Leute da, weil doch am Sonntag die Promenade an der Konditorei vorbeigeht und weil es am aller-nobelsten ist, in der Konditorei zu sitzen und die Leute draußen so anzuschauen, als ob man ihnen etwas schenken wollte. Die Frau Bezirkshauptmann war da und die Frau Kaufdirektor, dann der Doktor Blaser mit den Fingern, natürlich mit der Frau Stadtkätin Hempel, und eine Menge Leutnants, weil die doch immer am nobelsten sind, auch der fiese Kleine, der Dir immer gar so gut gefallen hat, wie Du noch bei uns warst. Die haben alle nicht schlecht geschaut und haben Augen bekommen so groß wie Wagenräder. Ich hab' dem Fräulein gesagt, was sie mir einpacken soll, und dann hab' ich mich zu meinem Indianer gesetzt. Und wie das Fräulein den Teller gebracht hat und mich gefragt hat, ob es so recht ist, ist sie von einem Leutnant gerufen worden und ist hingegangen und hat den Teller stehen lassen. Da hat der Peti-towa geglaubt, daß sie ihm den Teller gebracht hat, und hat angefangen zu essen. Es war nicht wenig auf dem Teller, aber er war doch in drei Minuten fertig und hat einen Bart von Oberschaum gehabt. Da hab' ich mir gedacht, daß der arme Mensch doch Hunger haben muß, wenn er so essen kann, und daß es vielleicht gar nicht wahr ist, was die Leute von der Feldküche bei Buffalo Bill erzählen. Ich hab' sehr viel Mitleid mit ihm bekommen und hab' ihm gesagt, daß er sich noch etwas aussuchen soll. Er ist aufgestanden und

hingegangen und hat gerade die große Schüssel mit den Indianerkrapfen erwischt und hat die ganze Schüssel mitgenommen. Da haben die Leutnants fürchtbar gelacht und haben Wize gemacht, aber der Peti-towa hat sich nicht stören lassen und hat alles angeessen.

Ich bin sehr erschrocken, denn so viel Geld hab' ich gar nicht bei mir gehabt, und ich hab' schuldig bleiben müssen. Und ich war sehr froh, wie er fertig war, denn die Leute haben immer bei den Fenstern hereingeschaut und haben uns angegrinst. Unser Direktor ist schon das dritte-mal vorbeigegangen und ist jedesmal stehen geblieben. Seine Augen waren ganz glühend und seine Ehren sind ihm weit abgestanden, und das ist bei ihm ein Zeichen seiner höchsten Wut.

Dann sind wir über die Promenade nach Hans gegangen, und alle haben uns nachgeschaut und die Gassenbuben sind uns nachgelaufen. Vor unserem Haustor bin ich stehen geblieben und hab' mich verabschieden wollen. Aber er hat gesagt: „Ich werde meiner weißen Mume in ihren Wigwam folgen, um mich an ihrem Duft noch zu erfreuen. Sag!“ Und dann ist er über die Stufen hinaufgegangen. Ich hab' geläutet und die alte Marie hat aufgemacht. Sie hat gerade die Suppenschüssel in das Speisezimmer getragen und mit dem Ellbogen hat sie die Klinke heruntergedrückt. Sie macht das immer so. Wie sie aber den Indianer gesehen hat, hat sie einen fürchterlichen Schrei gemacht und hat die Suppenschüssel fallen lassen. Die Mama ist davongelaufen und hat auch geschrien, über die Suppenschüssel und über den Indianer, und dann ist sie schnell zurückgelaufen und hat sich im Speisezimmer auf den Dwan in Ohnmacht gelegt. Der Vater ist gekommen und der Onkel Richard, der am Sonntag immer bei uns ist, und sie haben rauh das elektrische Licht aufgedreht, weil es bei uns im Vorzimmer immer so finster ist. Und dann haben sie mich gefragt, was das alles bedeuten soll. Da hab' ich ihnen gesagt, daß das der Peti-towa ist, der frächzende Nasgeier, und daß er in meinem Wigwam gekommen ist, um sich an meinem Duft zu erfreuen. Sie waren aber nicht sehr entzückt, und der Vater hat dem Peti-towa gesagt, daß das hier kein Wigwam ist und daß das Hausfriedensbruch ist, was der Papa doch wissen muß, weil er Landgerichtsrat ist.

Aber der Peti-towa hat kein Wort verstanden, weil der Papa doch deutlich gesprochen hat, und er hat immer nur gelacht. Da ist der Papa wütend geworden und hat von mir verlangt, ich soll es ihm übersetzen. Aber der Hans hat dem Peti-towa erzählt, daß er zum Buffalo Bill möchte als Indianer und daß er schon das Kriegsgeschrei der Sioux kann. Und er hat geschrien, sehr laut: „A i--i i i“ und hat dazu mit der Hand auf dem Mund getrillert. Mir hat es sehr gefallen, aber der Papa hat den Hans bei den Ehren gepackt und hat ihn in das Speisezimmer geführt. Und dann haben sich der Papa und der Onkel Richard auf den Indianer gestürzt und haben ihn zur Tür hinausgeworfen.

Ich finde, daß das sehr roh war und daß der Peti-towa einen schönen Begriff von der deutschen Gastfreundschaft bekommen wird. Und es war auch nicht schön, daß ich auf meinem Zimmer hab' allein essen müssen, wo ich doch nur dem Indianer geholfen hab', weil ich die Reste in Englisch bin.

Zwei Tage später hat mir der Rittmeister sagen lassen, daß er mich geliebt hat und daß er mich aber nicht mehr lieben wird, weil er mich mit dem Indianer gesehen hat und weil mich jetzt alle die Indianerbraut nennen. Aber ich mach' mir gerade nichts daraus, denn jetzt steigt mir der Winter nach, der auf Ferien gekommen ist.

Es grüßt Dich vielmals Deine

Mice.



**Was ist eine Kilowattstunde?** Die Elektrizität, vor 20 Jahren noch ein Laboratoriumspflänzchen, ist heute eine Handelsware geworden wie Petroleum und Gas, wie Fleisch und Brot. Wieviel ein Liter Petroleum oder ein Pfund Fleisch ist, weiß jeder, wenigstens jede Hausfrau. Weniger bekannt ist schon, wieviel Licht man mit einem Kubikmeter Gas erhält, da das Gas ja aus der Rohrleitung ununterbrochen herausströmt und man sich eine anschauliche Vorstellung von dem Raum eines Kubikmeters, der mit Gas angefüllt ist, nicht leicht machen kann.

Was aber auf einer Rechnung, die einem die Stabzentrale überreicht, unter „Kilowattstunde“ zu verstehen ist, die so und so viel kosten soll, dürfte den meisten ganz unverständlich sein.

Was ist also eine Kilowattstunde? Die Vorsilbe „Kilo“ bedeutet zunächst dasselbe wie bei den Gewichtsbezeichnungen, nämlich tausend: 1 Kilogramm = 1000 Gramm und analog 1 Kilowattstunde = 1000 Wattstunden.

Zu erklären wäre also jetzt nur noch der Ausdruck „Watt“.

Man denke sich einmal, daß man aus einem Fluß in jeder Sekunde etwa 1 Liter Wasser einen Meter hoch heben und in ein Wasserrad gießen soll, so daß es in Drehung gerät. Wer dieses nur einmal tut, wird kaum geneigt sein, diese Tätigkeit eine Arbeit zu nennen; wer es aber Sekunde für Sekunde eine Stunde hindurch, also im ganzen 3600mal ausführt, wird keinen Augenblick zu sagen zögern, daß er ein tüchtiges Stück Arbeit geleistet habe. Ist nun mit dem Wasserrad eine elektrische Strom erzeugende Maschine verbunden, so würde man auf diese Weise elektrischen Strom erhalten, mit dem man elektrische Lampen zum Leuchten bringen könnte.

Man mißt also die Arbeit, die man zu irgendwelchem Zweck, hier zum Drehen eines Wasserrades zur Erzeugung elektrischen Stromes, aufwenden muß, dadurch, daß man feststellt, wie hoch man ein bestimmtes Gewicht in der Sekunde fortbaurnd hierfür heben müßte. Diejenige Arbeit, welche nötig ist, um etwa ein Zehntel Kilogramm in der Sekunde einen Meter hoch zu heben, nennt man zu Ehren des Engländers James Watt, dem Erfinder der ersten brauchbaren Dampfmaschine, ein „Watt“, sofern man diese Arbeit eine Stunde hindurch tut, eine „Wattstunde“ und ihren tausendfachen Betrag eine „Kilowattstunde“.

Beim oben genannten Beispiel würde eine Arbeit von zehn Wattstunden geleistet werden, da ja ein Liter Wasser ein Kilogramm wiegt.

Nun will man freilich bei Bezahlung einer Stromrechnung nicht wissen, wieviel Arbeit in der Zentrale für die Kilowattstunde aufgewandt werden mußte, sondern wieviel Licht uns mit einer solchen Kilowattstunde geliefert werden sollte.

So verschieden der Petroleumverbrauch der einzelnen Petroleumlampen ist, so verschieden ist auch der Stromverbrauch der elektrischen Lampen. In den Wohnungen werden nun in der Regel elektrische Glühlampen zur Verwendung kommen, und zwar entweder die gewöhnlichen billigen Glühlampen, in denen ein Kohlenfaden glüht, oder die neuerdings erfundenen Lampen, in denen ein Metallfaden zum Leuchten gebracht wird. Die alten Kohlenfaden-Glühlampen verbrauchen für die Kerzenstärke etwa drei Watt und die neuen Metallfadenlampen etwa ein Watt in der Stunde. Auf jeder elektrischen Lampe ist die Kerzenstärke angegeben. Um die eingereichte Stromrechnung zu prüfen, stellt man überschläglich fest, wieviel Stunden die einzelnen Lampen gebrannt haben können, multipliziert diese Stundenzahl mit der Kerzenstärke sowie mit 3 Watt oder 1 Watt und erhält hieraus die Kilowattstunden. Hat man beispielsweise eine 16kerzige Kohlenfadenlampe, die 30 Stunden, und eine 32kerzige Metallfadenlampe, die 70 Stunden gebrannt haben mag, so ergeben sich: 16 Kerzen  $\times$  30 Stunden  $\times$  3 Watt + 32 Kerzen  $\times$  70 Stunden  $\times$  1 Watt = 1440 + 2240 = 3680 Wattstunden = 3,68 Kilowattstunden.

**Die Elektrizität im Theater.** Eine recht komplizierte Anlage ist für die elektrische Beleuchtung der Bühne notwendig. Hier handelt es sich nicht nur um weißes Licht, sondern auch um farbige Beleuchtung. Je nach dem Szenenbilde ist es notwendig, graues, gelbes, rotes oder weißes Licht zu verwenden. Zur Regulierung der Beleuchtung bedient man sich einer sehr sinnreichen Vorrichtung. Zunächst sind die Glühlampen in den drei oder vier Farben reihenweise in Reihen eingeseht. Diese Beleuchtungskörper werden vorn an der Rampe, seitwärts in jeder Kulisse und oberhalb der Bühne in regelmäßigen Abständen angeordnet. Ein Schaltapparat, der Bühnenregulator,

bedient nun dazu, die Lampenreihen aus- oder einzuschalten. Durch die Bewegung eines Hebels können sämtliche grüne Lampen zum Brennen gebracht und durch einen anderen Hebel sämtliche rote Lampen einer Kulisse ausgeschaltet werden. Bei einem Szenewechsel kann also sofort die Bühne, die eine Tagesbeleuchtung erhalten hatte, in eine Nachtbeleuchtung umgewandelt werden oder umgekehrt. Aber nicht nur ein sofortiger Wechsel der Farbtöne ist möglich, sondern durch entsprechende Handhabung des Bühnenregulators kann eine bis in das kleinste abgestufte Verschmelzung und Nuancierung von Farbtönen erzielt werden. Dadurch entstehen jene wunderbaren Farbenübergänge beim Aufgehen der Sonne oder beim Sonnenaufgang, die wie im Theater schon oft bewundert haben. Sehr interessant ist die Erzeugung von Mib, Mondbeleuchtung, Sternenhimmel, Wolkenzüge usw. Um das Miblicht nachzuahmen, werden an allen notwendigen Stellen sogenannte Mibbogenlampen aufgehängt. Diese können durch entsprechende Schalter blitzartig in Beleuchtung versetzt werden, d. h. sie leuchten einen Moment auf und verlöschen sofort wieder. Ein in einer Seitenskulptur aufgestellter elektrischer Projektionsapparat, den wir uns als ein großes Laterna magica vorzustellen haben, wirft auf die Landschaft des Hintergrundes durch eine eingeschobene Glasscheibe die Bildstrahlen des Mibes. Andere entsprechend bemalte Glasscheiben werfen das Bild des Mondes, des Sternenhimmels, der Wolkenzüge usw. auf den Hintergrund.

So sehen wir, daß die schönsten Lichteefekte doch eine recht nüchterne Entstehungsursache haben. Es ist gut, daß verhältnismäßig so wenige Menschen Gelegenheit haben, einen Blick „hinter die Kulissen“ zu werfen, sie würden sonst manche Illusionen verlieren und ihre Fähigkeit im Kunstgenuß herabgestimmt werden.

Die elektrische Energie findet aber nicht nur für Beleuchtungszwecke, sondern auch für den Kraftbetrieb im Theater weitgehende Verwendung.

Die großen Theaterbrände der letzten Jahre haben die Sicherheitsmaßregeln notwendig gemacht, den Zuschauertraum von dem Bühnenraum im Notfall sofort durch einen schweren eisernen Vorhang trennen zu können. Es besteht die Vorschrift, nur während des Spiels den Vorhang hochzuziehen. Zu diesem Zweck hat man in den neueren Theatern Elektromotoren aufgestellt, die das Aufziehen bewirken, indem sie mittels Schnecken- und Zahnräderübertragungen auf einem Windwerk arbeiten. Das Herablassen erfolgt ohne Motor nur mit einer Bremse.

Ebenso ist eine neue Einrichtung auf dem Gebiete der Bühnentechnik die Drehbühne. In Stücken, die kurze Szenen mit häufigem Dekorationswechsel erfordern, machen sich die längeren Pausen lästig fühlbar, der Zuschauer wird nach jedem Senken des Vorhangs aus seiner Illusion gerissen. Auf der Drehbühne teilt man daher den Bühnenraum in zwei Teile, während das vordere Szenenbild dem Zuschauer sichtbar ist, wird im Laufe des Spiels an der Aufstellung der Dekoration des hinteren Bildes gearbeitet und sofort nach Aktluß die ganze Bühne gedreht. Nach einer Pause von zwei Minuten geht das Spiel weiter. Auch diese Dreharbeit verrichtet ein Elektromotor, der mit entsprechendem Vorgelege versehen ist.

Dann wäre noch die Wettergeräuschmaschine zu nennen, die das Geräusch von Regen, Wind und Donner bewirkt, ebenso die Windgebläse zum Luftsaß für Wellendarstellungen, für den Kundhorizont, Wandspanorama usw. Überall arbeiten Elektromotore, die von der Betriebsloge des Bühneninspektors eingeschaltet werden. Gerade deshalb kann der moderne Theaterbetrieb in allen seinen Funktionen exakt arbeiten, weil sich die elektrische Kraft von einer Stelle, von einer Schalttafel aus dirigiert, überall sofort in die verschiedenartigste Arbeit umsetzen läßt.

**Künstliches und natürliches Eisen.** Dieselbe Bedeutung, die das Brot für die Ernährung hat, muß dem Eisen für die moderne Kultur zugesprochen werden. Chemisch reines Eisen, das als Metall anzusprechen ist, wird gewerblich lediglich in der Galvanoplastik verwendet und hier auch nur in ganz beschränktem Umfange. Das Eisen oder Stahl genannte Produkt, das zur Herstellung von Maschinen, Baumaterialien, Rädern, Schienen, Draht, Blech usw. dient, ist eine Legierung, die aus einer Lösung des Metalls Eisen mit mehreren Nichtmetallen besteht. Die Eisenlegierungen enthalten stets Kohlenstoff, und fast immer Silizium, Mangan, Schwefel, Phosphor und Kobalt. Von entscheidendem Einfluß auf die Qualitäten und Verwendungsmöglichkeiten des

Eisens ist sein Gehalt an Kohlenstoff und dessen chemischer Zustand in der Legierung. So beruht z. B. das Härten des Stahls auf einer chemischen Veränderung des Kohlenstoffes, die durch plötzliche Abkühlung erzielt wird. Das industriell verwendete Eisen wird, wie wohl allgemein bekannt ist, durch Verschmelzen von Erz gewonnen. Eisenerze gibt es in fast allen Ländern, jedoch ist die Ergiebigkeit der verschiedenen Sorten durchaus nicht gleich. Bei manchen Erzen lohnt der schwache Gehalt an Eisen nicht die Ausbeute; bei anderen Sorten ist die chemische Zusammensetzung derart, daß der Auszug brauchbaren Eisens viel zu umständlich und unrationell wäre. Je weniger Phosphor ein Erz enthält, um so leichter läßt sich daraus gutes Eisen gewinnen. Die Kenntnis der Kunst der Verschmelzung von Erzen zu Eisen ist schon lange bekannt. Wo und wann zuerst Eisen künstlich hergestellt wurde, ist aber noch nicht festgestellt worden und es ist fraglich, ob das je geschehen wird. Jedenfalls war die Erzeugung im Altertum, soweit sich nachweisen läßt, sehr primitiver Art. Das Schmelzen der Erze geschah in offenen Defen, wobei ein nur geringes Ausbringen trotz enormen Verbrauches von Brennmaterialien erzielt wurde. Der moderne Hochofen, der erst die Verwendung des Eisens als Massentourenartikel ermöglichte, ist ein Kind des vorigen Jahrhunderts.

Die kulturelle Verwendung des Eisens für Waffen und Geräte reicht aber weiter zurück als die Erfindung seiner künstlichen Herstellung. Eisen kommt nämlich auch in der Natur in gediegenem Zustande vor, und zwar als Meteoriten und als aus dem Innern der Erde stammendes (terrestrisches) Eisen. Die charakteristische Eigenartlichkeit des natürlichen Eisens ist sein Gehalt an Nickel. Im Meteoriten ist der Nickelgehalt viel größer als im terrestrischen Eisen. In welchem Umfange das natürliche Eisen früher gefunden worden ist, läßt sich heute nicht mehr angeben. Daß die Mengen nicht unbedeutend waren, könnte man aus Funden neuerer Zeit schließen. Der schwedische Forscher N. S. Norbenschöld fand im Jahre 1870 auf der an der Westküste von Grönland gelegenen Insel Disco lose Eisenmassen bis zu 500 Zentner Gewicht. Auch enthielt der Basalttrichter, an dessen Fuße die Funde gemacht wurden, Eisenklumpen im Gewicht bis zu 1½ Zentner. Die chemische Analyse dieses Eisens ergab folgende Zusammensetzung: 92,91 Proz. Eisen, 3,29 Proz. Kohlenstoff, 0,28 Proz. Schwefel, 0,19 Proz. Kupfer, 0,33 Prozent Kobalt und 2,66 Proz. Nickel. Meteoriten sind schon seit mindestens 5000 Jahren bekannt. So fand z. B. der Engländer Hill vor 70 Jahren in einer Steinfuge der Cheopsphramide in Ägypten ein Stück Eisen, daß das oben angegebene staltliche Alter besitzt und bei der Analyse den für Meteoriten charakteristischen Nickelgehalt ergab. Auch in prähistorischen Grabbügeln in Ollifheha County und zu Anderson in Ohio hat man Meteoriten gefunden. Große Mengen Meteoriten fand man ferner vor zirka 70 Jahren in Ungarn im Komitat Ura. Von diesem Funde sind zirka 32 Zentner verschmolzen worden. Vor 100 Jahren wurden mit dem Klavigo-Hammer bei Trier zirka 340 Zentner bei Wiltburg gefundenes Eisen eingeschmolzen. Obwohl dieses Eisen fällt ganz gut hammerbar war, ließ sich die umgeschmolzene Masse nicht verschmelzen. Das Material enthielt neben 13 Proz. Nickel und Kobalt noch über 5 Proz. Schwefel. Der berühmteste Fund von Meteoriten ist der in einem Hochtal der Sierra Madre am Westabhange der Cordilleren gemachte. Das Gewicht dieser gefallenen Größe stellt sich auf rund 50 000 Kilogramm. Schätzungsweise hat das zurzeit bekannte Meteoriten der Welt ein Gewicht von 200 000 Kilogramm. Das vom Himmel gefallene Eisen ist zu allen Zeiten gewerblich verwendet worden. Im Jahre 1819 fand der Kapitän Ross bei Eskimos Geräte aus natürlichem Eisen. Auch bei den mexikanischen Indianern im Solukatale, bei den Negern am Senegal, bei den Jakuten in Sibirien und bei einer Reihe anderer Völkerstämme sind Geräte aus natürlichem Eisen gefunden worden. Jedenfalls haben die ehemaligen Kulturvölker die Eigenschaften des Eisens gekannt und diese Kenntnis auch praktisch zu verwerten gewußt.

Alle für die Redaktion der „Neuen Welt“ bestimmten Sendungen sind nach Berlin SW. 68, Lindenstraße 69, zu richten.

**Nachdruck des Inhalts verboten!**